

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 267. Bromberg, den 21. November 1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.

(20. Fortsetzung.)

Auch das noch! dachte Freese. „Vermuten Sie?"

„Nicht nur ich, auch die Polizei! Fast immer flüchten die Leute hierher, weil sie hier am leichtesten untertauchen können. Aber, Herr Stuckering, ich will Sie nicht länger aufhalten, sonst werden noch Ihre wundervollen Rosen welk. Ich muß ja jetzt auch auf das Polizeipräsidium. Es hat mich sehr gefreut!"

Erleichtert und bedrückt zugleich verabschiedete sich Freese. „Adieu! Sie haben einen interessanten Beruf!"

Tetzlaff kletterte in seinen Kasten. „Finden Sie? Ich bin der gleichen Ansicht, sonst wäre ich nicht dabei." Er fuhr los. Es gab ein betäubendes Geknatter, als sich das Vehikel in Bewegung setzte, es machte vorher einen kleinen Sprung nach vorwärts, dann aber rollte die Karre munter dahin, mitten im Gewühl des Verkehrs.

Freese stand einige Minuten wie verloren da. Das waren ja herrliche Aussichten: er konnte im nächsten Augenblick verhaftet werden!

Über Tetzlaff war er jetzt beruhigt, der schien wirklich vollkommen ahnungslos zu sein, aber das nutzte wenig, wenn er sich vor Augen hielt, daß jedenfalls zu dieser Stunde schon sein Signalement auf allen Revieren und jedem Schupoposten bekannt war. Da konnte es sich unschwer ergeben, daß er, statt eine Opernloge zu zieren, wie es Belzeff vorschwebte, mit dem Untersuchungsgefängnis Bekanntschaft machte. Dort traf er dann allerdings minder vornehme Herrschaften als in den exklusiven Klubs, in denen er auf Belzeffs Wunsch verkehren sollte.

Vor allem mußte er schleunigst von der Straße verschwinden. Jeder Schritt, den er tat, barg Gefahr. Er ging zum nächsten Droschkenstandplatz und ließ sich nach Hause fahren. Im Wagen lehnte er sich tief zurück, damit sein Gesicht möglichst verborgen blieb, und er stand kaum weniger Unruhe aus, als wenn er wirklich der flüchtige Banknotenfälscher gewesen wäre, in dessen Hände sein in Verlust geratener Paß gefallen sein mußte und der offenbar doch nicht so ganz einfältig war, wie Tetzlaff und die Polizei annahmen.

Jedenfalls war es verwünschtes Pech! Aber war es wirklich nur Pech und unglückseliger Zufall, daß seine Papiere von jemandem gefunden oder aus zweiter Hand erworben waren, der sich mit der Herstellung von Dollarscheinen befaßte? Bestand da kein Zusammenhang? Georg Stuckering —?

XIX.

Über eines war Freese sich jetzt klar: vorderhand konnte er keinen Fuß vor die Türe setzen, zu Hause war er noch am sichersten. Kein sehr würdiger Zustand für den künftigen Aufsichtsratsvorsitzenden des Kaliwerks „Schönhorn", dachte er. Dabei hielt er noch immer den Strauß Rosen umklammert; ihre duftende Pracht wirkte wie Ironie! Er schleuderte die Blumen in eine Ecke. Auf einem Tablett lag die Post, die eben gekommen war. Er schob die Briefe gedankenabwesend in die Tasche.

Sylvia mußte jetzt alles erfahren, überlegte er, diese freiwillige Gefangenschaft war nicht gut möglich, ohne sie in die Gründe einzuweihen. Außerdem war er entschlossen, ihr gegenüber jetzt unumwunden zu sprechen. Sie mußte auch erfahren, daß — nach seiner Überzeugung — Georg Stuckering lebte.

Er pochte flüchtig an ihre Türe und, ohne Antwort abzuwarten, trat er ein, um sogleich an der Schwelle wie gebannt stehen zu bleiben: Sylvia war nicht allein! In ihrer Gesellschaft befand sich ein fremder Mann, der sich jetzt langsam erhob und den Eindringling neugierig musterte.

Freese erkannte dieses Gesicht sogleich, er hätte es unter Hunderten erkannt, es war unauslöschlich in sein Gedächtnis eingegraben, seit damals, da er es, wenn auch nur für Sekundenlänge, im Halbdämmerlicht eines Herbstabends grünfahl und verzerrt auf der Wasserfläche der Spree erblickt hatte.

„Stuckering, Sie —", stieß er hervor.

Der andere nickte und auf seinem Antlitz zeigte sich ein verwaschenes Lächeln. „Gut, daß Sie kommen. Ich habe auf Sie gewartet", sagte er. Die Worte stolperten ihm schwer über die Zunge, so, als müßte er bei jeder Silbe einen Anlauf nehmen.

Freese warf einen fragenden Blick auf Sylvia, sie war blaß wie der Tod und sichtlich derart außer Fassung, daß er auf jede Erklärung verzichtete. Nun, Georg Stuckering sprach für sich selbst.

Freese konnte ihn jetzt, herantretend, etwas genauer betrachten: Stuckering sah sehr unordentlich aus, der Anzug war zerknittert, die Krawatte nachlässig geknüpft, das Haar wirr und seit langem nicht geschnitten. Aber in diesem fahlen, verstörten Gesicht, jung und doch schon mit greisenhaften Zügen, trug er noch, wie verwischt, die Prägung einer einst edlen männlichen Schönheit. Sie haftete daran wie abgeblätterte Vergoldung.

Nur die Augen glänzten groß, ein feuchter und stechender Glanz — und mit einem Male wußte Freese: dieser Mann war im Kokainrausch!

„Sie werden kaum erwartet haben, mich hier zu finden, gerade mich?" fuhr Stuckering fort und kicherte in sich hinein, als ob ihn diese Begegnung ungemein belustigte. „Aber nun bin ich da, wenngleich Sylvia gar nicht damit einverstanden war. Sie hat mich sogar dringend gebeten, wieder zu gehen. Mein Bleiben würde Ihnen unerwünscht sein, meinte sie. Doch darauf kann ich nicht mehr Rücksicht nehmen. Sie wundern sich wohl über mich?"

„Ich wundere mich über Ihren Mut!" erwiderte Freese zurückhaltend. „Oder sagen wir: Ihre Unverfrorenheit! Daß Sie am Leben sind, dachte ich mir bereits."

„Ich war immer am Leben!" Stuckering kicherte wieder, seine Bemerkung schien ihn sehr zu belustigen. „Fünf Minuten, nachdem man Sie herausfischte, als Sie sich in den Kopf gesetzt hatten, mich in meinem Vorhaben zu hindern,

stieg ich ans Ufer. Ich schwimme ausgezeichnet. Ihre Bemühungen waren also ganz unangebracht. Mein Rock, den ich eigens hingelegt hatte, damit man ihn finden solle, war fort, anstatt seiner entdeckte ich den Ihren. Soweit wäre alles in Ordnung gewesen, nur daß Sie fortab unter meinem Namen segeln würden, stand nicht in meiner Rechnung. Davon hörte ich allerdings dann erst viel später."

Er sagte das alles in einem wegwerfenden Tone, als handle es sich um ganz belanglose Dinge. In seiner Art zu sprechen lag überhaupt eine Anmaßung, die Freese abstieß.

„Was Sie mir hier erzählen, habe ich mir schon selbst zusammengereimt", erklärte dieser, „da ich erfuhr, daß die Polizei sich eingehend für Sie interessiert, seitdem Sie ihr in Stettin entwichen sind, nicht ohne vorher durch Hinterlassung meiner Ausweispapiere die Spur auf mich gelenkt zu haben."

„Und das haben Sie der Polizei natürlich schon gesteckt?" fragte Stuckering höhnisch.

„Ich hatte leider noch keine Gelegenheit dazu."

„Nun, es war doch das Beste, was ich tun konnte. Ich bedaure, wenn ich Ihnen Ungelegenheiten bereiten sollte, aber in meiner Lage kann man nicht wählerisch sein. Ihnen sind vielleicht auch die näheren Umstände bekannt?"

Freese mußte an sich halten, um nicht heftig zu werden. „Ihre etwas eigenartige Betätigung, Herr Stuckering, war mir längst kein Geheimnis. Nur daß Sie die Versuche fortsetzten, war mir neu. Ich habe gleich am ersten Tage zwei Prägeplatten gefunden, sie lagen bis vor kurzem an demselben Platz, bis Ihre Frau sie fortnahm. Und dies ist leider für mich ein ziemlich deutlicher Beweis dafür, daß sie in alles eingeweiht war — bisher zweifelte ich nämlich daran."

Sylvia unterbrach ihn. Zum ersten Male sprach sie jetzt, bisher hatte sie stumm und beinahe apathisch zugehört. „Nein, das ist nicht so . . . nicht so . . . oh, wenn ich es Ihnen nur erklären könnte . . .!" sagte sie leise und wie hoffnungslos.

„Es tut nichts zur Sache!" meinte Freese kühl.

„Ich habe die Platten benötigt", erklärt Stuckering, „und habe Sylvia veranlaßt, sie mir zu geben."

„Aber das war ja schon vor mehreren Tagen!" warf Freese ein.

„Gewiß! Als ich wieder nach Berlin kam. Ich habe mir nämlich erlaubt, sofort Verbindung mit meiner Frau aufzunehmen, ohne Sie um Ihre Einwilligung zu fragen. Es mußte leider hinter Ihrem Rücken geschehen. Ich hätte mich Ihnen als höflicher Mann gerne sogleich vorgestellt, aber Sylvia war durchaus dagegen, wie sie sich auch sonst sehr störrisch benahm. Zuerst habe ich mich, wenn auch widerstrebend, gefügt, nun aber läßt sich ein Aufschub nicht mehr rechtfertigen. Ich halte es für ratsam, daß Sylvia und ich uns von Berlin und überhaupt von Deutschland verabschieden. Möglichst bald natürlich. Zu diesem Zweck werden Sie die außerordentliche Freundlichkeit haben, mir meinen Paß, den ich jetzt nicht länger entbehren kann, wieder auszufolgen. Außerdem das Bankguthaben. Es ist doch schließlich mein Geld, Geld, das meine Bilder erbrachten."

„Und ist es auch Ihr Wunsch, Sylvia?" fragte Freese.

Sie gab keine Antwort.

„Ihre Frau scheint nicht Ihrer Ansicht zu sein", schloß Freese daraus, sich Stuckering zuwendend.

„Das steht jetzt nicht zur Debatte!" entschied dieser hochmütig. „Ob Sylvia Lust hat oder nicht, danach frage ich nicht! Wir gehören nun einmal zusammen!"

„Ein Mensch ist aber kein Gegenstand, über den man einfach verfügen kann!"

„Wollen Sie mir da vielleicht dreinreden?" rief Stuckering. Er lächelte nicht mehr und seine Stimme klang gereizt. „Sie wissen ja nichts! Ich habe Sylvia aufgelesen, als sie in höchster Not war und es ihr schlimmer ging als einem davongejagten Hund. Sie hatte mit ihrem Leben abgeschlossen, ich habe es ihr wieder ermöglicht zu leben. Mir selbst ging es damals besser als heute, ich konnte es tun. Und dann heiratete ich sie. Sie hat mit mir gute Zeiten verbracht, dann minder gute und schlimme und ich ertrug es, weil sie an meiner Seite war. Ich habe darunter gelitten, daß ich ihr kein besseres Dasein bereiten konnte. Eines Tages entdeckte ich, daß sie ihren Koffer gepackt hatte und fort wollte. Wissen Sie, was ich in diesem Augenblick durchgemacht habe? Ich wünsche es Ihnen nicht und niemandem! Nun, ich konnte sie bewegen zu bleiben. Aber es mußte etwas geschehen, das stand für mich jetzt fest, ich war gewarnt, ich hatte Angst. Was sollte ich beginnen? Kein Bild ließ sich verkaufen, das Geld schmolz immer mehr zusammen. Und damals fing ich an! Ich verstehe etwas von Graphik, ich habe viel radiert und mich mit Reproduktionsverfahren befaßt. Ich machte Versuche. Ihr sagte ich nichts davon. Es ging nur langsam vorwärts. Ich bereitete alles darauf vor, daß es eines Tages gelingen würde, ich traf Vorsichtsmaßregeln und beseitigte zum Beispiel alle Darstellungen von mir, Selbstporträts, Photos und dergleichen, und auch von ihr, für den Fall, daß wir vielleicht gezwungen sein sollten, einmal zu flüchten . . ."

„Und Sie vermieden es, wenn Sie Ihre Frau zum Modell nahmen, ihr Gesicht zu malen . . ." warf Freese ein.

„Ja, auch das! Woher wissen Sie es? Nun gleichviel, auch daran dachte ich natürlich. Aber damit nicht genug, ich verfolgte noch einen anderen Plan. Mehr eine Spielerei, ein Experiment, eine etwas abenteuerliche Idee! Ich hatte zufällig von einer Millionenerbschaft gelesen und dem Rummel, den sie entfesselte. Ich kam auf den Einfall, etwas Ähnliches zu inszenieren. War doch wirklich einmal ein Onkel von mir nach Amerika ausgewandert. Wir hatten freilich nie mehr etwas von ihm gehört. Ich verfaßte also einen Aufruf und gab ihn — meine Frau wußte nichts davon! — in einigen Blättern als Anzeige auf. Vielleicht fiel jemand darauf hinein! Ich war zu allem bereit. Aber es kam nicht dazu, daß ich einen möglichen Erfolg hätte abwarten können — inzwischen geschah etwas sehr Peinliches: Sylvia entdeckte meine Fälschungsversuche. Ich bemühte mich verzweifelt, sie zu überzeugen, ihr klar zu machen, daß ich kein anderes Mittel wüßte, um zu Geld zu kommen — sie leistete leidenschaftlich Widerstand, ja sie drohte in allem Ernst, wenn ich nicht aufhörte, mich zur Anzeige zu bringen. Das war zu viel! Ihretwegen hatte ich das getan und sie wandte sich gegen mich! Ich wußte nicht mehr aus noch ein und schoß auf sie, bereit, auch mich zu töten. Als sie aber da vor mir lag und ich glauben mußte, sie sei tot, lief ich davon. Aus Feigheit? Vielleicht! Wer ist in seinem Leben nicht schon einmal feige gewesen?"

Lebhaft fuhr Stuckering in seinem Bericht fort: „Aber die Angst saß mir im Nacken, daß man mich als Mörder packen würde; so wollte ich denn verschwinden, man sollte glauben, auch ich hätte Selbstmord begangen, ich sprang ins Wasser — aber da kamen Sie und störten mich. Nun, es ging trotzdem! Ich fing neu an, das heißt, ich setzte fort, was ich begonnen und schon fast zu Ende gebracht hatte. Dann kam man mir aber in Stettin auf die Spur. Ich wandte mich jetzt nach Berlin, das war vor fünf Tagen, und erfuhr auf einigen Umwegen, was inzwischen hier geschehen war. Die Erbschaft war natürlich ein Schwindel, niemand wußte das besser als ich. Aber einiges ist bei dieser Geschichte doch abgefallen und ich sehe nicht ein, weshalb mir die Früchte entgehen sollten. Sie haben Ihre Sache ganz gut gemacht, Herr Freese, ich danke Ihnen für Ihre Bemühungen, nun wollen wir aber zu einem Ende kommen."

Stuckering lächelte wieder sein fahriges Lächeln und seine Hände griffen nach Sylvia, als wollte er sie von hier fortführen, einfach fort, irgend wohin, und jetzt sogleich.

Aber sie wich verstört vor ihm zurück und sagte nur leise: „Ich — habe Angst!"

Stuckering lachte auf, ein lautloses, unheimliches, gleichsam verschlucktes Lachen. „Haben Sie das gehört?" sagte er zu Freese. „Vor mir hat sie Angst? Vor ihrem eigenen Mann, der jetzt endlich soweit ist, ihr ein friedliches Leben bereiten zu können."

Seine Augen glänzten und als Stuckering wieder den Arm nach Sylvia ausstreckte, sah Freese, daß seine Hand heftig zitterte, er hatte etwas Vampyrhaftes an sich. Wenn man das Grauen überwand, konnte man Mitleid mit ihm haben.

Freese schüttelte solche Regungen ab. Mochte dieser Mensch Sylvia gegenüber Recht besessen haben, sie waren ausgelöscht durch den Mord, den er an ihr versucht hatte und der nur durch einen Zufall verhindert worden war;

er hatte kein Recht mehr auf Sylvia und er war gefährlich: ein Kranker und ein Verbrecher! Schade um ihn, er mochte vielleicht einmal ein prachtvoller und begabter Kerl gewesen sein, aber davon war nichts mehr übrig.

„Wir wollen uns nicht mehr länger aufhalten;“ drängte Stuckering. „Sie wissen ja nun, wieviel die Uhr geschlagen hat. Machen Sie schnell!“

Freese erwiderte nichts, sondern ging wortlos auf das Tischchen zu, auf dem der Fernsprechapparat stand: er faßte nach dem Hörer.

„Was wollen Sie?“ erkundigte sich der andere mißtrauisch.

„Sie glauben doch nicht etwa, daß ich Ihnen Folge leiste? Ich werde die Polizei anrufen und Sie übergeben“, erklärte Freese.

Stuckering sprang auf: „Sind Sie verrückt?!“

„Ich war nie vernünftiger! Ich habe keine Lust, wenn es das Pech will, an Ihrer Stelle festgenommen zu werden. Außerdem würde ich Ihnen Vorschub leisten und mich schon dadurch strafbar machen, wenn ich jetzt nicht Ihre Verhaftung veranlasse.“

„Nein, das nicht! Bitte, tun Sie es nicht!“ bat Sylvia zu Tode erschrocken.

„Weshalb nicht?“ fragte Freese sehr erstaunt. „Für Sie ist es doch die beste Lösung!“

Plötzlich, ehe er es sich versah, stürzte Stuckering auf ihn und versuchte, ihm den Hörer mit Gewalt zu entreißen. Es entstand ein Handgemenge. Freese stieß ihn zurück, der andere taumelte, aber er fing sich und ging neuerdings gegen Freese los, mit erhobenen Fäusten und wutentstelltem Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Unterbrochene Reise.

Skizze von **Ernst Flessa.**

Das fahrplanmäßige Flugzeug der Luft-Hansa wartet startbereit in der nebligen, kalten Nacht, die von grellen Neon-Lichtern gespenstisch erhellt ist. Purpurschwarze Schatten liegen unter den Tragflächen. Eva Salt ist der einzige Fahrgast. Neben ihr schreitet ein Mann in hochgeschlossenem Mantel auf die Maschine zu. Manchmal blickt er mit forschenden Augen in das schöne, junge Gesicht des Mädchens. Es ist von klarer Ebenmäßigkeit. In dem unsicheren Licht scheint es zu kühler, abweisender Maske erstarrt. Manchmal spielt ein verärgertes, nervöses Zucken zwischen den Brauen. Offenbar ist ihr die Gegenwart ihres Begleiters in hohem Grade unangenehm. Es war verfehlt, daß er diese Begegnung erzwungen hatte. Im übrigen ist es nicht anders als auf zugigen, nächtlichen Bahnhöfen, wenn das Entscheidende längst gesagt ist und nur ein paar leere Minuten bis zur Abfahrt des Zuges bleiben. Der Wind zwingt dazu, überlaut zu sprechen; jedes Wort klingt unerträglich unbeholfen: Ob sie keine Angst verspüre, so allein in die unruhige, uferlose Nacht hinaus zu fliegen?

Er hätte es nicht versuchen sollen, nochmals davon zu beginnen. Sie blickt nicht einmal nach ihm hin. Möglicherweise lacht sie über seine Besorgnis. Schlimmer: Vielleicht hat sie gar nicht auf ihn gehört. Dringlicher bittet er schließlich um Auskunft, wann sie aus Italien zurückkomme. Eine kurze Weile ruhen ihre Augen nun doch in den seinen. Schroff antwortet sie dann, daß ihm diese Frage nicht mehr erlaubt sei, wie er wohl selber wisse. Es habe keinen Sinn, daß er sich noch um sie bemühe. Ohne ihm die Hand zu reichen, steigt sie rasch zur Kabinentür hinauf. Der große Zeiger auf der erleuchteten Uhr vollendet mit einem kleinen Sprung die Stunde. Ein Scheinwerfer stößt gegen den Wind an ins nasse Dunkel vor und weist die Startrichtung. Dumpf heulen die Motoren auf. Langsam hebt sich der Rumpf des riesigen Nachtfalters. Dann saugen ihn die schillernden Lichtkreise vor seiner Stirne langsam vorwärts und empor.

Eva Salt steht an einem der Kabinenfenster. Lächerlich zusammengeschrumpft ist für einen Augenblick dort unten noch ein Mann, Karl Tront, der grüßend den Hut hebt. Die rasch erlöschenden Lichter der Großstadt schwimmen in Nebelkreisen. Schließlich sind nur noch die dumpf glimmenden Signale des Flughafens sichtbar. Dann ist draußen undurchdringliche Nacht. Der Himmel mag wissen, wie der Pilot seinen Weg darin findet. In einem der bequemen Polstersessel zurückgelehnt versucht Eva zu lesen. Bald legt sie das Buch wieder beiseite und geht unruhig in dem Laufgang zwischen den Sitzen auf und ab. Sie ist unwillig darüber, daß es ihr nicht gelingen will, die Gedanken von Karl Tront abzulösen, der irgendwo in dem brodelnden Dunkel zurückblieb. Warum erniedrigte er sich nochmals vor ihr, nachdem sie ihm verletzend genug zu verstehen gegeben hat, daß sein Werben aussichtslos sei? Was hatte ihn, dessen schätzenswerteste Eigenschaft ein feines Taktgefühl war, veranlaßt, sie nochmals in so plumper Weise zu belästigen? Vergeblich versucht sie, sich dem Genuß der nächtlichen Sturmfahrt hinzugeben, umsonst ist sie bemüht, sich in die Sonne Italiens vorauszuträumen und auf einsame Felsgestade des klassischen Meeres zu freuen. Eine quälende Pflicht zwingt sie nochmals zur Abrechnung: Sie schätzt Karl Tront und seine sonst so bescheidene, ein wenig unbeholfene Art. Seine wissenschaftlichen Untersuchungen erregen nicht bloß in engeren Fachkreisen Aufsehen; sie werden in fremde Sprachen übersetzt. Aber gerade die strenge Unbedingtheit, mit der er all seine Kräfte an sein Werk verschwendet, kühlt merkwürdig bald die keimende Neigung in ihr ab. Sie verbohrt sich allmählich in das Gefühl, daß er sie nur als Zierstück begehre, auf dem seine Augen rasten können, wenn er ausruhen will. Sie fürchtet, er werde ihre Selbständigkeit und ihre anspruchsvollen Neigungen als spielerische Nutzlosigkeit deuten und, was sie als weit schlimmer empfindet, mit nachsichtigem Lächeln oder gar mit geheuchelter Ernsthaftigkeit dulden. All ihr junger Freiheitsdrang, der es noch selten nötig gehabt hat, sich im Verzichten zu üben, wehrt sich dagegen.

Unmutig schaut Eva Salt durch die dunkelblauen Scheiben der Verbindungstür dem Piloten zu. Er sitzt wie in einem magischen Sternenraum: Unregelmäßig verteilt sprühen da und dort halb verhüllte kleine Lampen über einer verwirrenden Zahl von spiegelnden Meßinstrumenten. Ob er eine Frau zu Hause hat, die jetzt ruhig schlafen kann, während er sich mit seiner Maschine durch das drohende Unwetterdunkel arbeitet? Kein Zweifel, dort an seiner Hand, die mit zielsicherer Ruhe nach den unsichtbaren Hebeln im Dunkel des Führerraumes greift, schimmert manchmal ein heller Reif auf. Sein Gesicht kann man nicht sehen. Vielleicht hat es den gleichen Ausdruck, wie Eva Salt ihn oft fremd und ernst an Karl Tront beobachtete, wenn sie ihn über seinen Büchern antraf, die ihn zu solcher Zeit ganz zu besitzen schienen. Der fremde Mensch dort darf nicht an seine Frau denken, weil seine Hände, alle Nerven seines Gehirns den Tücken des nächtlichen Sturmes nachspüren. Eine Sekunde, bevor sie sich vernichtend über dies Spielzeug werfen, muß er sie erraten, überlisten, um ihnen zu begegnen. Das ist seine Pflicht, weil sie, Eva Salt, zufällig die Mittel besitzt, ihre Laune eines Nachtfluges zu erfüllen. Man kann ehrlicherweise nicht alle Schuld auf die Post schieben, die außerdem noch mitbefördert wird. Einen Augenblick lang zuckt es Eva vom Herzen her durch den Sinn: So einfach sein dürfen wie die Frau, die diesen fremden Mann vielleicht sehr lieb hat und nicht an sich selber denkt, sondern gerade in diesem Augenblick sorgenvoll nach den jagenden Wolken am Himmel ausschaut. Und Karl Tront, der sie, Eva Salt, lieb haben möchte, sitzt auch irgendwie an einem Steuer, dessen Führung seiner ganzen Seelenkraft bedarf...

Mit geschlossenen Augen lehnt sie wieder in ihrem Ledersessel. Sie gibt den ungewöhnlich schlingernden und stampfenden Bewegungen der Maschine die Schuld an der Aufdringlichkeit dieser neuartigen Regung, die sie als wenig geschmackvoll spöttisch überwinden will. Wahrscheinlich ist die Frau dieses fremden Piloten gar nicht so sehr bedeutend, daß sie die Entfremdung, die der Beruf ihrem Manne aufzwingt, schmerzlich erfassen könnte. Wahrscheinlich hat sie ein Kind. Beunruhigendes Bewußtsein: sich nicht mehr völlig Herr über seine Empfindungen zu fühlen! Sie hätte doch schließlich besser einen Schlafwagenplatz im Nachtschnellzug belegen sollen. Sie wird es müde, sich gegen das merkwürdig deutliche Bild zu wehren, das sich ihr aufdrängt: Sie sieht eine einfache Frau, die sich über das Bett ihres Kindes neigt. Sie summt ihm ein Liedchen vor. Darin heißt es, daß sein Vater ein Flieger ist, der jetzt über die Berge fliegt, hoch, hoch oben.

Mit einem Gefühl leichten Übelseins erwacht Eva Salt. Sie findet sich nicht sogleich zurecht. Tief unten breitet sich

südliche Erde in früher Sonne. Im Rücken tauchen rotglühende Bergspitzen hinab. Ruhig gleitet das Flugzeug zwischen weißen Wolkenzügen. Sie hat geträumt: Auch im Traum flog sie durch die Nacht. Am Steuer saß Karl Tront, und sie liebte in ihm die hingegebene Ruhe, mit der er, unbekümmert um sie, seiner schweren Berufsarbeit nachging. Sie hatte seine Hand streicheln wollen, aber er schob sie zurück, während er mit dem Kopf nickte und auf irgendeinen Höhenmesser zeigte. Und dann waren sie durch eine tiefblaue, gläserne Wand getrennt. Daneben aber lebte doch eine unnennbare Freude im Traum: Laß uns nur erst landen!

In flachen Kurven gleitet das Flugzeug über ein großstädtisches Häusermeer hin und geht sanft auf dem Flugplatz nieder. Eva Salt wartet, einer seltsamen Regung folgend, bis der Pilot aus seinem Gehäuse kommt. Müde sieht er aus. „Sie haben eine schwierige Fahrt gehabt", sagt Eva zu ihm, während er sich eine Zigarette anzündet. Ein wenig befremdet lächelt er höflich zurück. Es ist auch gar nicht sicher, ob er wirklich einen Ring trägt. Da wendet sich Eva rasch einem Hotelauto zu.

Es mag sein, daß auch die Schönheit des klassischen Bodens Evas Sehnsucht in manchem enttäuschte. Jedenfalls schrieb sie vier Tage nach ihrer Ankunft an Karl einen Brief, den sie eigenhändig zur Post trug und mit einer Luftpostmarke versah. In dem Schreiben stand mit sicheren, geraden Zügen: „Ich komme übermorgen zurück, um dich zu bitten, mir meine Ungezogenheiten für immer zu verzeihen. Wenn du lieb sein willst, bitte ich dich, mich abzuholen."

Island in Flammen!

Eine furchtbare Naturkatastrophe vor 150 Jahren.

Von Dr. Friedrich Meltzer.

Totenstille herrscht heute über den ungeheuren, öden Lavafeldern, die einen großen Teil der Oberfläche Islands bedecken. Nur wenn der Mistur, dieser ungebärdige Wirbelwind, mit Nebel- und Staubfetzen behangen, über die weiten Gefilde rast, scheint es, als käme plötzlich gespenstisches Leben in diese Landschaft ewigen Grauens. Sie war nicht immer tot. Es gab Zeiten, da glich sie einem blühenden Wundergarten, bis das Schicksal unverhofft mit rauher Hand in diese holde Verdeseligkeit hineingriff, dämonische Naturgewalten entfesselte und weite Flächen des Insellandes in eine trostlose Stein- und Aschewüste verwandelte.

Es war im Jahre 1783. Nach einem ungewöhnlich milden Winter kam ein blütenfrohes Frühjahr, ein kurzer, warmer Sommer, wie ihn in solcher Klarheit und Schöne damals die ältesten Isländer früher noch nie erlebt haben wollten. Da ereignete sich plötzlich im Süden des Eilandes Unheildrohendes. Die Bewohner einiger Siedlungen südwestlich von Vatna Jökull in der Nähe der Lakikrater, dieser unheimlichen Vulkanwelt, wurden eines Nachts durch unterirdisches Rumoren und deutlich vernehmbare Erdstöße aus dem Schlaf gerissen. Im ersten Morgengrauen begannen sämtliche Krater Feuer zu speien. Unmengen von Stein-, Grus- und Aschehaufen wurden meilenweit ins vollerblühte Land geschleudert. Die Erde zitterte und bebte unter den Stößen einer unsichtbaren Riesenfaust. Die Sonne verlor ihren Schein. Schwarzgraue Ascheschleier erfüllten, verdunkelten den Himmel. Das Vorspiel zu einer der entsetzlichsten Naturkatastrophen der neueren Zeit, einer Volkstragödie, der sich der heutige Isländer nur schaudernd erinnert, hatte eingesetzt.

Es war dies nicht das erste große Unglück, von dem die Insel heimgesucht wurde. Zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts raffte eine verheerende Pest gut zwei Drittel aller Isländer dahin. In den Jahren 1627 und 1687 überfielen algerische Seeräuber die Insel, töteten zahlreiche Einwohner, entführten die schönsten, gesündesten Frauen und Kinder in die Sklaverei. Ein Menschenalter später starben 18 000 Isländer an der Auszehrung. Mißernten und Hungersnöte forderten unerbittlich ihre Opfer. Aber was bedeutete dies alles gegenüber dem unermeßlichen Unglück, das nunmehr über die Insel hereinbrach!

Als sei der Tag des Jüngsten Gerichts gekommen, regnete es glühende Steine vom Himmel auf den Boden Islands herab. Feuersäulen standen über den speienden Kratern gleich leuchtenden Bändern zwischen Luft und Erde und warfen ihren glutroten Widerschein über den ganzen Horizont. Lavamassen kochten über die Ränder ihrer vulkanischen Behälter und ergossen sich in zähflüssigen, siedenden Strömen brausend durch das aufgewühlte Land. Wo sie erkalteten, verfinsterte sich der Himmel. Schier undurchdringliche Dunkelheit lastete über einer toten Landschaft, nur hin und wieder durch aufzuckende Blitze, langen, schmalen Zungen vergleichbar, die durch eine mit Aschenregen erfüllte Luft glitten, geisterhaft erhellt. Dann regnete es tagelang glühende Asche auf den ausgedorrten, rissigen Boden. Sie fraß mit gieriger Flamme, was sich ihr an Mensch, Tier und Pflanze entgegenstellte. Halbversengte Schafherden irrten durch endlose Weiten. Bauerngehöfte gingen — ein grausiges Feuerwerk! — in Flammen auf. Zwischen Schutt und Aschehalden verkohlten Leichen von Menschen und Tieren. Und als endlich der Himmel seine Schleusen öffnete, war es kein milder, wohltuender Regen, der herabfiel, sondern die Wassertropfen hatten sich mit ätzender Säure gefüllt. Alle Kreatur, die von diesem Regen betroffen wurde, stöhnte schmerzerfüllt auf. Aber das Schlimmste kam noch.

Nach kurzer Ruhepause brach das Unheil erneut und mit vermehrter Kraft herein. Stürme von orkanartiger Gewalt brausten durchs Land. Wieder erwachten die Vulkane zu furchtbarer Tätigkeit. Donnernde, tobende Gesteins- und Lavamassen wälzten sich die Lakikrater hinunter ins offene Land. Um die Ausbruchsherde bildeten sich in meilenweitem Umkreis heiße Wasserdämpfe. Ganze Flüsse und Seen kochten buchstäblich aus. Brennende Riesenfackeln zeichneten den Weg der glühenden Lavamassen. Ein Erdbeben folgte dem anderen. Die Luft war geschwängert mit giftigen, schwefelhaltigen Dünsten, deren Schwaden damals in Europa ja sogar in Asien und Nordamerika mit Besorgnis von gewissenhaften Chronisten erwähnt wurden. Die Vulkane standen wochenlang in Rauch und Flammen, während über dem flachen Lande pechschwarze Finsternis herrschte. Nur selten erschien die Sonne als mattrote Scheibe am Himmel. Aus ihren Nestern aufgescheuchte Vögel fielen entseelt im Aschenregen zu Boden. Jegliches Getier in den verdunstenden Seen und Flüssen kam um. Auf dem Lande verendeten Mensch und Vieh in jämmerlichster Weise. Wie schwarzes Bahrtuch legte sich die Giftasche über alle Lebewesen. Pflanzen verdorrten massenweise. Bei Mensch und Getier quollen Köpfe, Hände und Füße auf. Nase, Mund und Ohren nahmen eine schwefelgelbe Färbung an und zeigten blutige Risse. Vielen Menschen fielen die Zähne aus. Herz, Nieren und Lungen versagten ihren Dienst. Es gab eine unerhörte Mißernte auf den Feldern, Viehseuchen dezimierten die noch unversehrt gebliebenen Bestandreste der Herden. Als letztes Übel folgte die Hungersnot und verschaffte dem Schnitter Tod eine reiche Nachernte.

Im Unglücksjahr 1783 starben in Island insgesamt eines gewaltsamen Todes: etwa 10 000 Menschen (fast der fünfte Teil der damaligen Bevölkerung der Insel!), 200 000 Schafe (über 80 v. H. des Bestandes), 30 000 Pferde und 10 000 Kühe. Alle unter entsetzlichen Qualen! Und die Überlebenden fristeten ein kümmerliches Dasein in Armut und Unsicherheit, um das sie niemand beneidete. Raubmord und andere Verbrechen mehrten sich. Vom Auslande kam keine Hilfe. Island lag abseits der großen Verkehrsstraßen. Es brauchte Jahrzehnte, um die Folgen dieses gewaltigen Schicksalsschlages zu überwinden.



Wißbegier.

„Ich gehe mit den Hühnern schlafen", sagt Opa Boll. „Mach mal vor, wie du auf die Stange kletterst", verlangt Fritzchen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg